

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 26.

Freitag, 31. Januar.

1930.

(8. Fortsetzung.)

Via.

Von Walter von Kummel.

(Nachdruck verboten.)

Das schöne, sonnige Vota, das sich sonst so hell und heiter im Meer gespiegelt hatte, war für Deern vollständig verändert. Oft meinte er es gar nicht wieder zu erkennen. Das Freudlose, das über ihn gekommen war, blieb und wollte nicht mehr weichen. Via vermeidend, eilte er manchmal aus dem Haus und umstef die ganze Insel, stieg oft auch hinauf zu dem Hügel, wo Jürgen sein Grab hatte. Grenzenlos einsam war es hier. Kein Laut aus der Ansiedlung drang da heraus. Die Palmenwälder zu Füßen des Hügels schienen zu Stein verwandelt, so still standen sie da, die breiten Pandanusbäume, die um den Abhang herum in der schlechten, mageren Erde Wurzel geschlagen hatten, senkten trübselig wie Trauerweiden ihre grauen, scharfgeschliffenen Blätter zu Boden. Finster spannte sich der Himmel. Im dunklen Kreise lag ringsum das Meer — eine schwarze, riesige Scheibe. Wie weiße Winterblumen wuchsen da und dort einige helle Schaumspitzen empor, tauchten, blühten, leuchteten auf, verwelkten, schwanden und versanken im nächsten Augenblicke. Kein Mensch, kein Tier, kein Ton, kein Hauch. Er hätte glauben können, daß er der erste, der letzte, von allen anderen übrig gebliebene Mensch auf der kleinen für Zeit und Ewigkeit ins große Weltmeer verschlagenen Insel sei.

Doch er wußte es ja anders. Drüben im Westen, wo die Sonne mit goldfahlem Glanze herabsank, waren Menschen. Millionen von schaffenden, fröhlichen Menschen. Was half es ihm? Er würde vielleicht nie wieder dahin kommen, hatte für immer darauf verzichtet. Auf der kleinen Insel und im engsten Kreise würde sein Leben weiter laufen und, wie die Welle im Uferland, langsam verrinnen und versickern.

Und plötzlich war es ihm, als ob das Meer in der Ferne sich hebe und aufrichte, zu einer Mauer sich emportürme, deren Zinnen das Dach des Firmaments durchschlugen. Unübersteigbar hoch war diese Mauer des Meeres, die ihn von aller anderen Welt schied und ihn mit ihrer Last erdrücken wollte.

In dumpfem Brüten stieg Deern wieder von dem Hügel herab. Auf einem schmalen Fußpfad, der längs des Meeres an den Mangrovenbüschen entlang lief, ging er langsam weiter. Oft stand er still, starrte in die wilde Wirrnis all der Wurzeln und Zweige, konnte seinen Blick oft lange auf der grauen, klebrigen Sumpferde ruhen lassen. Dunkle Farben, graue und schwarze, zogen ihn jetzt an, darum mied er den Weg, der auf der anderen Seite der Insel an hellem, freundlicherem Sandstrand entlang lief, suchte immer den Fußpfad auf, der sich durch die feuchte, ungesunde Wildnis des Mangrovenbusches schlängelte.

Via bemerkte zuerst gar nicht die Veränderung, die mit Deern vorging. Denn wenn er bei ihr war, fand er immer bald seinen alten Frohsinn, seine frühere Heiterkeit wieder. Doch mit der Zeit sah sie ihn, überraschte sie ihn einige Male in Augenblicken, wo er sich un beobachtet glaubte. Und da erschraf sie über den Ausdruck der Schwermut, der sich über seine Züge gelagert hatte. Sie fragte ihn auch, was er denn habe. Er wich aus und schob alles auf sein körperliches Un-

behagen infolge der großen Schwüle. Sie drängte nicht weiter in ihn und sprach von etwas anderem.

Bald aber erkannte Deern, daß auch Via unbefangener Frohsinn verslogen war. Sah sie ihn freilich kommen, so versuchte sie alles Düstere von ihrem Gesichte wegzuschleichen und heiter zu scheinen. Aber etwas Müdes und Ernstes blieb doch auf ihrem Wesen haften und wenn sie allein war, hatte sie manche schwere Stunde. Aus allen Ecken des Hauses froh es grau hervor, sie fühlte sich wie von dichten Schleiern, die ihr den freien Atem benahmen, eingesponnen.

Tiefer senkten sich die düstern Schatten auf sie und Deern herab. Wenn sie beisammen saßen, schwiegen sie oft und blickten in gedrückter Stimmung aneinander vorbei ins Leere. Draußen aber regnete, regnete es endlos weiter. An einem solchen trüben Tage fand Via, als es dämmrig wurde, schließlich ein freies Wort der Aussprache. Sie setzte sich dicht neben ihn, ergriff seine beiden Hände und begann zu reden.

„Siehst du, Klaus“, sagte sie, „ich hab' schon in der Mondnacht auf Kataka meine stillen Zweifel gehabt, ob die Liebe, die ich dir schenken darf, wirklich ein Glück für dich sein wird. Dann rißest du mich mit und ich vergaß meine Bedenken, wollte sie vergessen. Und nun stehen die Zweifel wieder da und bedrücken mich.“

„Wo sollte es es fehlen, Via?“

„Frage dich selbst. Der Ernst, den ich so oft jetzt in deinem Gesichte erblicke, spricht deutlich davon, ohne daß du selbst viel zu reden brauchst. Du bist nicht mehr glücklich, Klaus. Und ich auch nicht mehr ganz.“

„Was ist dir, Via?“

„Ich seh' vielleicht noch klarer als du, Klaus, sehe besser, wie viel Trennendes zwischen uns steht. Du wurzelst drüben in deiner Heimat — ich hier —. Und noch eines möcht' ich dir sagen, Klaus. Wenn wir Mann und Frau werden sollten, kommen Kinder. Und die werden nicht mehr so hell, weiß und licht wie du sein. Denn in meinen Adern rollt das Blut meiner Mutter und die war, wie du weißt, eine Tochter Torobols.“

„Was machst du dir für Gedanken? Von dem Sonnigen und Frohen, das du früher an dir hattest, mußt du einmal deinen Kindern etwas mitgeben, vom Branden der See und vom frischen Meerwind, die du von Kindheit an gehört, vom Rauschen der Palmen, von der köstlichen, ungebundenen Freiheit, in der ihr alle immer gelebt.“

„Du sollst das nicht zu leicht nehmen, Klaus. Ich bin nicht euere Stammes und zähl' auch nicht mehr zu den Inselleuten, steh' mitten zwischen beiden.“

„Aber durch deinen Vater, durch dein Leben und deine Erziehung gehörst du doch ganz zu den Weißen.“

„Mag sein, daß ich ihnen viel näher stehe. Aber, wenn du einmal mit mir nach Hongkong oder Singapore gehst, könntest du es wohl zu Ohren bekommen, daß ich ein halbschwarz bin. Es ist ein schlimmes Wort, Klaus. Manche Türriegelt es zu, mancher Demütigung setzt es aus.“

„Via, du Armste, haben sie dir das Wort in deinem Pensionat ins Ohr getuschelt?“

„Nicht einmal nur, Klaus. Mußt dir's gut über-

legen, ob du da drüber hinwegkommen wirst. Und auch, ob du es hier aushältst, auf die Dauer aushalten kannst. Oder soll ich mit dir nach Deutschland gehen, Klaus?"

"Nein, Lia, ihr seid Kinder der Sonne. Ihr könnt nicht in Kälte und Nebel leben. Euch fehlen bei uns die Palmen, der ewige Sommer und die blaue See. Ich will nicht, daß du meinetwegen krank wirst, Lia, oder dir noch Böseres begegnet. Denn die wenigen Inselleute, von denen ich weiß, daß sie nach Norden gekommen, sind alle rasch gestorben."

"Hältst du das für so was Schlimmes, Klaus? Ein rascher Tod ist doch nichts Arges. Und erst recht nicht, wenn man vorher glücklich gewesen ist."

"Du bist noch sehr jung. Da spricht man so. — Ich möchte die Verantwortung nicht tragen. Du mußt schon auf Lota bleiben und ich bei dir."

"Und wenn es gar nicht gehen sollte, wenn es dir, wie ich fürchte, viel zu eng hier auf die Dauer wird, dann mußt du Abschied nehmen, Klaus, und wieder weiter ziehen."

Sie beugte sich vor und verbarg ihr Gesicht in die aufgestützten Hände. Deern kniete vor ihr nieder und schlang die Arme um sie.

"Nicht traurig sein, Lia. Was ich dazu tun kann, mich hier einzugewöhnen, soll sicher geschehen."

"Ich weiß es, Klaus." Sie ließ die Hand von ihrem Antlitz fallen. "Doch glaube ich kaum, daß du es zwingen wirst. Und wenn es so, wie ich fürchte, sein wird, soll dich kein Vorwurf treffen."

Stillschweigend fuhr sie über sein helles, welliges Haar. Einen Kuß auf seine Stirn drückend, ging sie rasch aus dem Zimmer.

Sie begrüßte ihn von nun an wieder heiter und unbefangen wie früher. Auf ihr Gespräch vom vergangenen Abend kamen sie beide nicht mehr zurück. Aber in Deern klangen Lias Worte und Besorgnis noch weiter. Die Kinder, die er einmal mit ihr haben würde, ob die wohl auch den Fluch der Halbheit ihr Leben lang mit sich schleppen würden? Ob ihnen auch, wenn sie groß geworden und in die Welt kämen, der Vorwurf entgegenklingen würde, daß ihre Mutter ein halbkast gewesen? Lia war ja schon ziemlich hell, man hätte sie für irgendeine Mexikanerin, eine Portugiesin oder ein Kind des südlichen Spaniens halten können. Aber wenn bei den Kindern ein Rückschlag in die Rasse der Großmutter käme? Was dann?

Er wußte keinen Rat und keine Antwort. Oft grübelte er, wenn er allein war, darüber nach.

Sonst ging das Leben für ihn seinen gleichmäßigen Gang weiter. Er half wie vorher Wilhelm bei den auf Lota anfallenden Arbeiten, begleitete ihn auch des öfteren auf Fahrten nach nähergelegenen Inseln. Lia schloß sich ebenfalls meist an. Wenn sie auf Lota blieben, verbrachten Deern und sie manche freie Stunde wieder im Walde oder auf der See. Nur, wenn er jagen ging, blieb Lia zu Hause. Sie hatte für immer jede Freude daran verloren. Meist waren es nur Wildtauben, denen Deern im Busch nachstellte. Manchmal aber zog er für einen ganzen Tag nach Torobol zur Wildschweinjagd. Dann holte sie ihn oft dort ab.

Eines Abends hatte ein niedergehender Wolkenschwall die davon zurückgehalten, ihn auf der Nordspitze von Torobol zu treffen. Als aber das Wetter bei einbrechender Dunkelheit sich aufklärte, beschloß sie, ihm noch ein Stück Weges entgegen zu fahren. Sie rief Katallog und ließ sich hinausrudern. Doch sie sahen ihn nicht kommen. Er mußte sich verspätet haben.

Mit einem Male blühte es in der Ferne auf, wie ein Irrlicht flackerte es über dem Wasser. Es war eine Fackel, die sich nahe dem Meerespiegel hin und herbewegte. Er mußte es sein. Er liebte es, beim Schein der Lichter die darnach aufsteigenden Fische zu speeren. Katallog ruderte rascher und bald kamen sie der loderbenden Palmstrohpfad näher. Schwarz hoben sich dahinter die Umrisse eines langsam vorwärts gleitenden Kanoes heraus.

"Klaus", rief Lia erwartungsvoll hinüber. Aber

keine Antwort erfolgte. Nur der Insulaner, der auf der Spitze des Fahrzeuges stand, hob die Fackel höher. Das Licht glitt über sein Gesicht. Es war keiner von den Leuten Lotas, es war — jetzt erkannte sie ihn — Pimmar. Ein finsterner Blick traf sie. Im rückwärtigen Teile des Kanoes erhob sich eine zweite Gestalt, Feial. "Du täuschst dich, Lia", rief er ihr zu. "Der, den du erwartest, ist noch in Torobol." Sein Kanoe legte sich an Lias Boot. "Bis er kommt, wollen wir ein wenig plaudern."

"Fahr zurück", rief Lia erschreckt Katallog zu. "Nicht bevor ich's erlaube, Katallog", herrschte ihn Feial scharf an. "Gute Speere haben Pimmar und ich. Sie fahren dir hart in die Rippen, bewegst du das Boot von der Stelle."

Katallog sah Feial, sah seine Herrin an und ließ unentschlossen das Ruder sinken.

Lia faßte sich. "Was willst du, Feial?"

"Nur in aller Ruhe mit dir reden."

"Sprich."

"Lia — ich habe dich zur Frau verlangt. Du hast nein gesagt und willst nun eines anderen Mannes Weib werden. So glaube ich. Lange hab' ich überlegt, was jetzt noch für mich zu tun sei. Schließlich hab' ich gefunden, daß du Recht hast; wir wollen Freunde bleiben. Sieh, ich hab' dir auch eine Brautgabe mitgebracht. Nimm diese Schildpattschale. Halt sie ans Auge. Sie ist fast so hell wie die Haut deines Körpers und hat dunkle Augen. Wie ein paar Tropfen Blut schimmern sie."

Er hielt ihr die Schale hin, aber sie machte keine Miene sie zu nehmen. Angstvoll starrte sie ihn an.

"Nimm, Lia, nimm", stieß er ungeduldig hervor.

Sie bewegte sich nicht. Er warf die Schale ins Boot hinüber. Klappernd schlug sie auf und blieb liegen.

"Siehst du, und hier ist etwas für deinen künftigen Mann."

Er bückte sich und wies ein grünes Körbchen vor.

"Katallog, nimm du es, wenn deine Herrin es nicht empfangen will. Gib es nicht aus der Hand, gib es nur ihrem Freunde, wenn er nach Hause kommt. Ritzmandem sonst. Hörst du? Du hastest mir dafür . . . Leb wohl, Lia . . . Wir fahren weiter."

(Fortsetzung folgt.)

Ein merkwürdiges Vogelschicksal.

Von D. Feukner.

Obgleich die Sonne in wundervoller Klarheit vom Himmel strahlte, war für viele Geschöpfe der freien Natur doch ein ganz schwarzer, ja der schwärzeste Tag des Jahres überhaupt; denn er kostete vielen von ihnen das Leben. Geplündet von der hundertfingerigen "Bleiband" fielen sie aus hoher Luft auf den kalten Boden. Allerdings galt die menschliche tobringende Feindschaft nur den Wildvögeln in goldschimmerndem Gefieder, den Fasanhähnen, wogegen die unscheinbaren, schmutzigen Weibchen sich weitestgehender Schonung erfreuten.

Da lagen nun, in Reihen zu zehn und zehn, die im überreichen Schmuck ihres blau metallglänzenden und purpurfarbigen Gefieders selbst im Tode noch schönen "Kohls", zur Freude der Jagdgenossen, die sie erbeuteten. Nur kurz war das freie Leben der meisten gewesen; denn es hatte nur einen einzigen Sommer und Herbst und ein paar Wintertage überdauert.

Doch nicht alle, die die einzelnen Feldreihen bewohnten, waren von dem grausamen Schicksal ereilt worden. Einzelne wurden verpaßt, andere verpaßt, weil sie sich vorn als zu schnell und hinten als zu kurz erwiesen. Unter diesen befand sich auch ein alter Hahn, der nur die beiden längsten Federn seines langen Stohes eingebüßt hatte. Im übrigen war er aber heil und gesund geblieben.

Am Abend des verhängnisvollen "Schlachttages" strich er wieder zurück zu seinem Urstand, wo er seine sämtlichen Töchter schon vorband, nicht aber deren Mutter, die alte, treue Henne, mit der er schon einige Jahre gelebt. Wo mochte diese geblieben sein? Vielleicht hatte sie sich verirrt, brachte die Nacht anderswo zu und lehrte am nächsten Morgen zurück. Dies war jedoch nicht der Fall; die Vermisste stellte sich zunächst nicht wieder ein. Aber am

Abend des dritten Tages nach der Jagd, war die Henne auf einmal wieder da.

Nun begann ein Fragen und Forschen nach ihrem Verbleib, ihren Erlebnissen, ihrem Schicksal. Von diesem Schicksal war der Vogel aber noch so benommen, daß er nicht „reden“ konnte und deshalb seine Angehörigen auf später vertröstete. Und wirklich, schon am andern Morgen, versammelte die Henne ihre Familie um sich und erzählte ihr merkwürdiges Erlebnis, so weit sie es selber kannte.

Ich habe ein wenig von der „Weißen Schlange“ des Märchens genascht, verstehe deshalb etwas von der Sprache der Vögel, bin somit in der Lage, die Erzählung der Fasanhenne ins Menschliche zu übertragen und nachstehend mitzuteilen. Ja, ich kann sogar manches, was dem Vogel unbekannt bleiben mußte, noch ergänzen; denn ich war Zeuge dessen, was mit ihm, vom Jagdtage ab, bis zu seiner Rückkehr geschah. Die Fasanhenne erzählte also:

„Schon an dem Morgen des schrecklichen Tages sagte mir der Lärm und das Knallen draußen im Feld, daß die Menschen wieder einmal Krieg gegen uns führten. Was das bedeutet, wußtet ihr Kinder damals noch nicht. Dem Vater und mir war aber nur zu gut bekannt, was ein solcher Krieg für viele unserer Sippe im Gefolge haben würde, nämlich das Ende des Lebens. Ich beschloß deshalb, mich zu drücken und die Feinde an mir vorüber zu lassen. Plötzlich sah ich aber einen Hundekopf über mir, aus dem mich ein paar tödliche Augen anstarrten. Als er den Gang öffnete, um mich zu fassen, mußte ich hochwerden. Ich strich über die Baumwipfel ins freie Feld, wo ich gerade eure Brüder Goldhals und Purpurschwinge aus der Luft zur Erde stürzen sah. Von Entsetzen gepackt, flog ich weiter und glaubte mich schon gerettet, als ich plötzlich einen heftigen Schlag gegen den Kopf erhielt, der mir das Bewußtsein raubte. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf der Seite und es war Nacht um mich. Obgleich mir noch etwas schwindelte, richtete ich mich doch auf und tappte vorsichtig umher. Aber schon nach wenigen Schritten stieß ich mit dem Schnabel an eine Mauer. Erschrocken machte ich Kehrt und trüppelte nach der anderen Seite, wo mir dasselbe passierte; auch hier hemmte mich eine Wand, und bald wurde mir zur Gewißheit, daß ich mich in einem kleinen, finsternen Raum befand, also gefangen war. Ganz verzweifelt über meine Notlage, kroch ich in einen Winkel und versuchte meinen Kummer zu verdrängen.“

Wie der geneigte Leser gemerkt haben wird, ist in dem Bericht der Henne eine Lücke. Diese werde ich jetzt schließen: Als der Vogel die Schützenlinie — unbeschossen natürlich — überflogen hatte, traf ihn ein verirrtes Brellhorn an den Kopf und warf ihn — ohne daß es von einem Jäger oder Treiber beobachtet worden war — aus der Luft herunter auf einen Sturzader, wo er regungslos liegen blieb. Etwas später kam hier der herrschaftliche Kutscher vorüber, sah die Henne liegen, hob sie — im Glauben, sie sei regelrecht geschossen und verendet — auf, nahm sie mit nach Haus und übergab sie der Gutsherrin, die den Vogel in einen kleinen Kellerraum brachte, wo er nach geraumer Zeit aus seiner Betäubung erwachte und wieder zu sich kam.

Die Henne fährt nun fort zu erzählen: „Obgleich ich mich müde und elend fühlte, ließ mich die Aufregung doch nicht schlafen. Plötzlich vernahm ich draußen ein Klirren, und im nächsten Augenblick wurde es heller Tag um mich: eine kleine „Sonne“ war über mir aufgegangen und erleuchtete mein Gefängnis. Das Klirren kam näher, eine Wandseite öffnete sich und ein Mensch trat bei mir ein. Von wilder Angst erfaßt, verließ ich meinen Winkel, breitete die Schwingen aus und flog gerade in die kleine Sonne, an die ich so heftig anprallte, daß sie klingend zerbrach und ich verloschte. Zugleich hörte ich einen lauten Schrei, dann wurde es still um mich.“

Kurze Zeit darauf hörte ich wieder Geräusch, die Wand öffnete sich aufs neue, es wurde wieder hell um mich, und ich konnte zwei Menschen sehen, die mein Gefängnis betreten hatten.

„Sehen Sie, gnädige Frau“, sagte der eine zu dem andern, „dort in der Ecke sitzt das fremde Ding, das mich so erschreckt hat.“ Darauf lachte die Dame hell auf und rief: „Das ist ja die Fasanhenne, die heute der Kutscher gefunden hat. Damit werden wir dem Herrn oben eine Überraschung bereiten.“

Nach diesen Worten trat sie auf mich zu — merkwürdigerweise hatte ich gar keine Furcht mehr, denn ich ahnte, daß mir nichts Ables geschehen würde — nahm mich auf den Arm, strich mir mit zarter Hand über den Kopf und Rücken und sagte weich: „Du liebes, gutes Vögelchen, hab' keine Furcht, es soll dir nichts geschehen.“ Hierauf trug sie mich eine Treppe hinauf in einen ganz hellen Raum, setzte mich auf ein breites „Brett“, das so glänzte, wie das Wasser im Teich, wenn die Sonne darauf scheint, schlang ein rotes Bandchen um meinen Hals, schmückte mich mit ein wenig Tannengrün und trug mich in einen Raum, der viel größer

und viel schöner und heller war als der vorige. Hier sahen an langen, weißen Tischen viele Menschen, die mich ganz erstaunt betrachteten. Einer gab mich immer an den andern weiter. Jeder betrachtete mich aufmerksam und einige strichen mir wie liebevoll über den Kopf, daß mir ganz wohl zu Mute wurde. Ich hätte gar nicht geglaubt, daß die Menschen so lieb und zart sein können. Heute weiß ich, daß sie besser sind, als wir bisher geglaubt.

Als mich alle betrachtet, wurde ich in einen freundlichen Raum getragen und bekam Futter und Wasser, und gestern mußte mich ein Mann wieder hierher zu euch bringen, worüber ich mich natürlich sehr freute; denn die Freiheit geht doch über alles! So, das ist meine merkwürdige Geschichte.“

Ich kann bezeugen, daß die Henne die Wahrheit berichtete; denn ich selber habe das silberne Tablett, auf dem sie mühsam still saß, in den Händen gehabt und sie gestreichelt.

Das Wunder des Kaktusjafes.

Ein kleiner, von einer einzigen Kerze düster erleuchteter Saal. Die Wände sind mit schwarzem Tuch bespannt, die Fensterläden dicht geschlossen. Kein Möbelstück, nur drei Reihen Sessel mit der vornehmsten Pariser Gesellschaft des zweiten Kaiserreiches, die flüsternd ein kleines, verschlossenes Glasfläschchen von Hand zu Hand gehen läßt.

Und in der Mitte des Saales in einem breiten Lehnstuhl der Privatgelehrte Bellay. Klein, hager, weißhaarig, dunkle, tiefliegende Augen in dem schmalen Vogelgesicht, der richtige Geisteserleber. Gegenüber dem Fauteuil hängt ein dicker Vorhang aus schwarzem Tuch, der bis zur Decke reicht und den Saal in zwei Hälften teilt.

Diesen Vorhang wird Bellay mit seinem Blick so durchdringen, wie andere Menschen durch eine Glasscheibe sehen! Wie vor jeder seiner seltenen Sitzungen, die stets erst um Mitternacht beginnen und nur einem kleinen, geladenen Kreis zugänglich sind, erklärt er kurz, daß er weder ein Zauberer noch ein Betrüger sei und daß seine Fähigkeiten einzig auf der Flüssigkeit in dem kleinen Glasfläschchen beruhen. Dann bittet er um vollkommene Ruhe, öffnet das Fläschchen, zählt vorsichtig einige Tropfen in ein Glas Wein ab, trinkt es langsam aus, lehnt sich zurück, schließt die Augen und bleibt reglos in dieser Stellung.

Nach einiger Zeit, manchmal erst nach einer Stunde, beginnt das Unerklärliche, das alle Zuschauer in atemloser Spannung erhält:

Bellay beschreibt, den Kopf wie hörend vorgestreckt, mit halblauter Stimme alle Vorgänge, die sich hinter dem Teppich abspielen. Er sieht, wie ein Buch aufgeschlagen wird, wie ein Herr beide Arme hebt und sie langsam wieder sinken läßt, wie eine Dame ihren Schuh auszieht und auf den Tisch stellt — er weiß alles, was hinter dem schwarzen Vorhang geschieht!

Betrug ist ausgeschlossen, da die Personen hinter der Wand mit dem Publikum im Saale wechseln, so daß eine Verabredung unmöglich wird. Im ganzen Saal befindet sich weder ein Spiegel noch ein Stück Glas, der Lehnstuhl ist genau untersucht worden, ebenso der schwarze Vorhang!

Man bietet Bellay wiederholt hohe Summen für sein Geheimnis an. Man versucht, durch einen nächtlichen Einbruch in den Besitz jener geheimnisvollen Flüssigkeit zu gelangen, aber er hält sie sorgsam verwahrt, gibt kein Geheimnis um keinen Preis bekannt und nimmt es mit in das Grab.

Aber sein Zaubermittel wird nach hundert Jahren von der modernen Wissenschaft neu entdeckt.

Es war der Saft der „Peote“, einer in Mexiko häufig vorkommenden Kaktusart, der bei den mexikanischen Huichalindianern schon seit uralter Zeit als Rauschgetränk beliebt ist. Während größere Mengen dieser Flüssigkeit die allgemein bekannten Wirkungen eines Rauschgiftes erzeugen, haben nach den vielfachen wissenschaftlichen Versuchen ganz kleine Dosen dieses Giftes die seltsame Wirkung, den sogenannten „sechsten Sinn“, also die nicht für die normale Sinneswahrnehmung in Betracht kommenden Gehirnpartien, derart zu schärfen, daß sie Bilder aufnehmen, die mit dem Auge nicht wahrgenommen werden können. Es soll sich dabei um eine Art von „Bewegungswellen“ handeln, die am einfachsten mit den Lautwellen verglichen werden können. Jede Bewegung setzt sich aus einer Unzahl solcher Wellen zusammen, die unter dem Einfluß des Peotejafes aber weder vom Auge, noch vom Ohr, sondern von einer nicht näher bekannten Gehirnpartie registriert werden. Einen ähnlichen, allerdings viel leichter erklärlichen Fall ergaben die Versuche mit verschiedenen Alkaloiden, durch welche die Hörempfindung derart verfeinert, beziehungsweise überreizt wurde, daß sie auch zur Aufnahme von solchen Lautwellen, die mit dem normalen Gehör nicht mehr wahrgenommen werden konnten, befähigt wurde. B. L.

* „Franz Adikes.“ Sein Leben und sein Werk. (Verlag Englert u. Schloffer, Frankfurt a. M.). Die lang erwartete Biographie des ehemaligen Frankfurter Oberbürgermeisters Franz Adikes bildet den 11. Band der Reihe der „Frankfurter Lebensbilder“, herausgegeben von der Städtischen Historischen Kommission. Das Werk erhält besonderen Reiz und Wert dadurch, daß die Beiträge von vertrauten, langjährigen Mitarbeitern und von nahen Familienangehörigen stammen. Es berichtet über „Franz Adikes als Mensch“ Dr. Erich Adikes, weiland Professor an der Universität Tübingen, über den „Staatsmann und Politiker“ Geheimrat Dr. Alfred Hugenberg, über den „Kommunalpolitiker“ Professor Dr. Heinrich Bleicher, weiland Stadtkämmerer in Frankfurt a. M. Das Kapitel „Franz Adikes als Jurist“ behandelt Dr. Karl Weidlich, Stuttgart. Der Beitrag über den „Universitätsgründer“ ist eine gemeinsame Arbeit des kürzlich verstorbenen Universitätsprofessors Dr. Berthold Freudenthal und des in Frankfurt lebenden Justizrats Dr. Ludwig Heilbrunn. Das Vorwort schreibt Oberbürgermeister Dr. Ludwig Landmann. Die Bedeutung von Franz Adikes für das Geistesleben, für kulturelle und politische Fragen des gesamten öffentlichen Lebens der Zeit vor 1914 ist auch heute noch unbestritten. Er war ein Mann der weiten Voraussicht und kühnen Pläne, zugleich aber auch der strengen Durchführung erkannter Notwendigkeiten im Interesse des Volksganzen.

* Kargis: „Zwischen Wüste und leimender Saat.“ (Notapfel-Verlag, Zürich.) Inayat Khans Lehre ist eine praktische Religionsphilosophie, ein Wegweiser ins Reich der lebendigen Seele. Ein Schüler des indischen Weisen zeichnet hier die Stationen auf dem Pfad der Jüngerschaft. Er will Befreiung geben aus dem dumpfen, quälenden, unbefriedigten Dahinleben; Dürer und Enttägen mag zuerst der Weg scheinen, bis der Weise Unwert der sichtbaren, vergänglichsten Dinge erkennt und sich aus ihrem Wirbel löst, nicht anders „als ein Kind das Spiel verläßt“, wenn es die Stimme des geliebten Vaters rufen hört.“ Dann führt aus der Wüste die Wanderung in das Land leimender Saat und erwachen die schlummernden Triebe seelischen Lebens. Jenseits von Freuden und Leiden führt die Bahn zu dem immer klaren erkannten Ziel. Ein Buch, das an das Lebendige im Menschen rührt und gerade in unseren unruhigen Tagen zu innerer Sammlung die Mittel weist; es wird (vom Verlag sehr geschmackvoll ausgestattet) gleich den tiefgeistigen Schriften Khans seine Freunde finden.

* „Schülertragödien und Volkswohl.“ Von Rektor Bruno Clemens-Viegnitz. (Neuzeitlicher Buchverlag, Berlin-Charlottenburg.) Der durch zahlreiche pädagogische und kulturgeschichtliche Schriften schon bekannt gewordene Verfasser spürt nach den Gründen der in jüngster Zeit immer wieder beobachteten Schülertragödien und kommt dabei zu recht interessanten Erkenntnissen und Zukunftsvorstellungen. Er sieht die größte Gefahr in einer dauernd vermehrten Abwanderung von der Volksschule, die mit Überfüllung der höheren Lehranstalten Hand in Hand geht. Die Folgen dieser Entgleisung sind verhängnisvoll, denn mit dem Zwang eines falschen Bildungsweges beginnt schon die eigentliche Schülertragödie. Kinder, die der Aussicht auf bessere Lebensstellung wegen in die höhere Schule geschickt werden, bleiben oft schon nach wenigen Jahren auf der Strecke, ihre Chancen als „Halbgebildete“ verschlechtern sich nur. Eine bedeutende Ursache für die ungesunde Entwicklung sieht der Verfasser in dem einseitig überspannten Berechtigungsweisen. Er kämpft daher um die Einführung größerer Berechtigungen auch für den Volksschüler, um eine Neuorganisation der Volksschule selbst, für die in gleicher Weise wie für die höheren Lehranstalten gesorgt werden soll. Endlich will er die Zahl der zu höheren Schulen zugelassenen Schüler mit den Allgemeinverhältnissen in Harmonie gebracht wissen. Die Ausführungen zeugen von eindringlicher Erfahrung, bringen wesentliche Probleme zur Sprache und verdienen daher Beachtung aller pädagogisch interessierten Kreise.

* „Die deutschen Jugendbünde“, ein Handbuch ihrer Organisation und ihrer Bestrebungen von Günther Ehrental, Berlin 1929. Umfang 280 Seiten mit vier graphischen Darstellungen. (Zentralverlag, G. m. b. H., Berlin W. 35, Potsdamer Straße 41.) In knapper Einzeldarstellung werden die fast 400 deutschen Verbände inner- und außerhalb des Reiches jeweils mit Angabe der Geschäftsstelle,

Zeitschriften, ungefähren Mitgliederzahl, der Bundesgeschichte und der Bundesziele erörtert. Jedem Abschnitt sind sorgfältige Schriftumsnachweise zu näherer Beschäftigung angefügt. Zugleich ist den vier großen Hauptströmungen: Die Freie Jugendbewegung, die Evangelische, die Katholische und die Sozialistische Jugend je eine graphische Darstellung über die Geschichte und die zurzeit bestehenden Bünde beigefügt.

* Karl Rheinfurth: „Der neue Mythos.“ Waldemar Bonsels und sein Werk. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Berlin und Leipzig.) Der Verfasser behandelt in diesem Buch nicht allein das Werk des Dichters Waldemar Bonsels und seine Persönlichkeit, sondern stellt beide mit Weite und Umsicht in die ganze geistige und religiöse Bewegung der Zeit. Wir erleben den Dichter nicht nur im Urteil seines Biographen, sondern auch in der Einschätzung seiner Zeitgenossen in Spruch und Widerspruch. Das Buch wächst zu einer allgemeinen Auseinandersetzung mit den entscheidenden Strömungen und der Sehnsucht der neuen Jugend heran, und wir begegnen in diesen Zusammenhängen Erik Adler, Edgar Dacqué, Otto Klatte, A. Günther, Getrud Isolani, Wilhelm Michel, Carl Marilam, Werner Mahrholz, Hans Kiesel, S. Schreiner, Otto Witz u. a. m.

* Moriz Denhof: „Die Linie des geringsten Widerstandes.“ (Drei-Masken-Verlag, München.) Denhof schildert die bunte, abenteuerlich gemischte amerikanische Gesellschaft der Kriegszeit, sein Thema gibt ihm Gelegenheit zu einer Fülle eigenartiger, scharf gezeichneter Typen. Geld ist der unsichtbare Motor, der eine Kiesenwelt des Lebens, der Arbeit und der Vergnügungen in Gang bringt. Der Verfasser aber beunruhigt sich nicht mit der Außerlichkeit vielfarbig schillernden Geschehens, er versucht tiefer zu dringen und legt seelischen Zusammenhängen nachzuspüren. Sein Buch will nichts weniger geben als eine neue Form des psychologischen Romans. Einfluß der Menschen, der Menschengruppen aufeinander wird das eigentliche Motiv: in den verschiedenen Graden bewußten oder unbewußten, vielleicht gar suggestiv geübten Zwanges. Fremdbestimmung und Selbstbestimmung sind die bildenden Mächte des Lebens; das Schicksal des Einzelwesens vollzieht sich auf der „Linie des geringsten (seelischen) Widerstandes“. Die in dem Roman gestalteten äußeren und inneren Ereignisse sind gleichsam erläuternde Beispiele dieser Erkenntnis. Die Seelenbeutung lotet oft bis zur letzten Grenze des Ausdrückbaren; sie beschwert freilich auch das Buch mit Längen und bisweilen allzudeutlich ausgeführten seelischen Einzelbeziehungen. Im Ganzen doch ein Buch von stark persönlichem Profil, das mit einer Fülle lebendiger Anschauung die erste Mühe des Eindringens reichlich lohnt.

* „Bismarcks Kampf um Süddeutschland 1867.“ von Wilhelm Schüller. (Verlag von Georg Stille, Berlin NW. 7.) Auf den für Preußen siegreichen Krieg vom Jahre 1866 folgte die Gründung des Norddeutschen Bundes, die Schutz- und Trutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten. Diese sobald als möglich zum Eintritt in den Nordbund zu veranlassen, war das Bestreben Bismarcks. Die Hindernisse, welche sich dem Plan entgegenstellten, ließen sich nicht überwinden, hauptsächlich deshalb nicht, weil der Krieg mit Frankreich drohte, dem beim Ausbruch Österreich sich angeschlossen hätte, wenn nicht die russische Drohung mit der Kriegserklärung es gezwungen hätte, sich ruhig zu verhalten. Aber auch so war der Krieg mit Frankreich bedenklich, weil die Umgestaltung der süddeutschen Heeresmacht nach preussischem Muster noch nicht beendet war. So zogen die Verhandlungen sich hin ohne Resultat und mußten schließlich verlegt werden, bis sie im November 1870 zu einem vollen Erfolge führten, durch den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund und damit zur Errichtung des Deutschen Reiches im Januar 1871.

* O'Brien: „Reihe Schatten.“ (Robinson-Verlag, Berlin W. 50.) Der Inhalt des Buches ist der Klageruf eines Weissen über den Untergang einer Rasse im fernen Ozeanien, auf den Südpazifik. O'Brien schildert spannend und in allen Farben das sorglose Leben der Eingeborenen der Marquesainseln, von deren Existenz bald niemand mehr wissen wird. Fesselnd wie ein buntes Kaleidoskop bringt er eine Fülle entzückender polynesischer Details.

= „Kleine Klavierstücke im modernen Stil.“ Von Erik Reuter, op. 24. Ob und wann der Zeitpunkt gekommen ist, die Jugend zur „modernen Musik“ heranzubilden, muß dem Ermessen des Lehrers überlassen bleiben. An sich sind vitale kleine Essays, die „falsch“ genug klingen; einige „daghestanische Melodien“ geben ein treffendes Bild kaukasischer Musik. (Steingrüber-Verlag, Leipzig.)